

unabänderlich hielt, ist der Angelpunkt der Untersuchung und ein Ergebnis von bleibendem Wert. Der Beweis wird für die damalige Gegenwart aus den Staatsakten und Korrespondenzen geführt, für die Vorzeit vorab aus den Schriften der berühmtesten legislativen Autoritäten seit dem 14. Jahrhundert. Die traditionelle Lehre ist, wie bereits erwähnt wurde, auf drei Formeln gebracht, welche den Begriff des altfranzösischen Thronfolgewohnheitsrechtes darstellen. Sie lauten: 1. das souveräne Recht ist unveräußerlich; 2. man erwirbt es nicht durch Erbschaft, sondern durch Anfall, genealogisch bestimmte Nachfolge, nicht durch den letzten Willen eines Erblassers, sondern durch eine bestimmte Stellung in der Dynastie; 3. das Königtum gewährt nicht ein Eigentumsrecht an der Krone, sondern es ist als ein Amt anzusehen, das Rechte und Pflichten auslegt, auch die Pflicht, dieses Amt anzutreten, wenn die Nachfolge dazu beruft¹.

Warmer und edler Patriotismus durchzieht die Schrift des bourbonischen Prinzen; eigentümlich anmutendes Verständnis für die Sonderart von Altfrankreich zeichnet sie aus. Es ist nicht das erste Mal, daß uns Prinz Sigis von Bourbon als Schriftsteller begegnet; Seine Königliche Hoheit hat bereits wiederholt den Correspondant mit Beiträgen beehrt. Aus diesen konnte man abnehmen, daß sein wissenschaftliches Interesse sich auch einem andern Gebiet zugewendet hat: der Erforschung orientalischer Landschaften. Die erwähnten Artikel schilderten in höchst anregender Weise Episoden einer Forschungsreise nach Arabien, Syrien, Mesopotamien, zu der Seine Königliche Hoheit einen Forscher ersten Ranges eingeladen hatte, Mgr Univ.-Prof. Musil. Die geographischen, ethnographischen, archäologischen Ergebnisse dieser Reise sollen in einem großen Werk publiziert werden. Immerhin kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß Seine Königliche Hoheit zur Haus- und Heimatgeschichte noch weitere Studien dieser ersten und hochbedeutenden folgen lasse.

Robert v. Rostiz-Kiened S. J.

Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern. Von Georg Schuster. Ereignisse und Episoden aus fünf Jahrhunderten (1415—1915). 8° (264) Berlin-Lichterfelde 1915, Runge. M 3.75; geb. M 5.—

Es war am 4. August 1911. An Bord eines spanischen Überseedampfers hatte sich eine recht international gemischte Tafelrunde in La Habana, der sonnenfrohen Hafenstadt Kubas, zusammengefunden: neben dem mexikanischen Kaufmann ein spanischer Schauspieler, ein Domherr aus Venezuela neben dem freigeistigen Hochschul-lehrer aus einem kleinen Staate Mittelamerikas, ein ecuadorianischer Diplomat neben dem deutschen Jesuiten und dem außerordentlichen Bevollmächtigten der Republik Kuba. In angeregtem Gespräche saß eben der kleine Franz im gemütlichen Salon. Der Wellenschlag des deutschen Kriegsschiffes vor Agadir hatte das ganze Weltmeer in Unruhe gebracht, Lord Georges' Rede von Englands Weltmachtsempfindlichkeit wie ein Scheinwerfer Abgrundstiefen aufgeheißt: eines Tintenstriches Breite trennte Europa vom Weltkrieg. Kein Wunder, daß Ansichten und

¹ „La souveraineté est inaliénable.“ „La souveraineté n'est pas héréditaire, mais statutaire.“ „La royauté est une dignité et non la propriété du souverain.“

Sympathien der kleinen Gesellschaft recht geteilt waren. Da erklärte der feingebildete Ecuadorianer mit dem Nachdruck innerster Überzeugung Deutschland für die Macht, die durch ihre Entschlossenheit und innere wie äußere Machtbereitschaft seit Jahren allein den Weltfrieden aufrecht gehalten habe, und als er dann mit Worten hohen Lobes den deutschen Kaiser als echten Friedensfürsten feierte, gab ihm der ganze Kreis lebhafteste und ungeteilte Zustimmung.

Dieses Erlebnis kam mir wieder in den Sinn, als ich in des königlichen Hausarchivars Dr. Georg Schuster Buch „Aus der Geschichte des Hauses Hohenzollern“ zunächst das letzte Stück las mit der Überschrift „Kaiser Wilhelm II. und der Weltkrieg“. Die ganze feinsinnig ausgewählte und künstlerisch abgerundete Bilderreihe macht auf eine Jubelfeier aufmerksam, die verdiente, von Friedensfansaren und Siegesgesang begrüßt zu werden. Am 30. April 1915 sind 500 Jahre ins Land gegangen, seit der erste Hohenzollernfürst märktischen Boden als Landesherr sein nennen konnte. Nun leiten Kanonenschlag und Kampfsgetöse den Denktag ein und erinnern im Donner der Brummer und Riesenmörser an die ersten Jahre hohenzollernscher Herrschaft, als Friedrich I. „große Büchsen“ und seines Verbündeten, des Hochmeisters Heinrich, gewaltige Donnerrohre, die „faule Gret“, vor den Mauern Friesacks den Duitzows eine gar vernehmliche Friedenspredigt sangen (S. 26). Und doch war auch dieses ersten Hohenzollern Art, der vom Nürnberger Burgfelsen auf märktischen Boden „geregnet“ kam, „sachtmüdig und lymplif“. Die Charakterzüge des Zollernregiments haben sich von Anfang an bis zur Stunde nicht verleugnet. Großmütig verziehen sie dem gedemütigten Feind; kluge Maßhaltung machte auch den anfänglich Widerstrebenden auf die Dauer zum überzeugten und um so treueren Freunde; war es aber nötig, so sorgte eine eiserne Faust mit energischem, unerbittlichem Zugreifen für Recht und Ordnung.

Gerade und echt. So wird kurz das Wesen des Großen Kurfürsten gekennzeichnet (vgl. S. 79). Das gerade Wesen eben der bedeutendsten unter den Zollernherrschern hat ihnen oft Feinde gemacht. Es hat sie aber auch für die Gerechtigkeitspflege in ihrem Lande wie für ihren Augapfel sorgen lassen (vgl. S. 81 118). Richter, die in ihrem Namen Recht sprachen, durften weder dem Herrn zulieb noch dem Untertanen zuleid das Recht beugen. — Echtes Kernwesen kennzeichnete nicht minder Hohenzollernart. Friedrich Wilhelm I. schon prägt das Wort von „des Staates erstem Diener“ (S. 119), so ganz fremd der Selbstvergötterung einer absolutistischen Zeit, und Friedrich II. ehrt der echte Zollernspruch: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich meine Pflicht tue“ (S. 143). — Nur unter Friedrich Wilhelm II. schien auf längere Zeit eine Entfremdung zwischen König und Volk eingetreten zu sein. Französisches Wesen, unter dem großen Friedrich in die Tafelrunde von Sanssouci als Zeitvertreib und Zierat müßiger Stunden eingebannt, beanspruchte den Herrenplatz am Königshof. Die Unglücksjahre von Jena und Tilsit haben das Unrecht gefühlt, Volk und König aufs neue zur alten Einheit von Haupt und Gliedern zusammengeführt (S. 175) und das vom Feinde in langjähriger Bedrückung ausgefogene Land zu Opfern befähigt, deren Heldengröße uns über Breslau als Morgenrot wahrhaft neuer und besserer Zeit aufgeleuchtet ist (S. 179).

Am Übergange zur Neuzeit steht Friedrich Wilhelm III., ein ganzer und echter Bürgerkönig (vgl. S. 153 ff.). Das Zeitalter der Großmachtsstellung begann. „Preußen ging in Deutschland auf.“ Es war nicht die Frucht vorschnell erzwungener Entschlüsse, sondern das natürliche Ziel und die Krone steter und großzügiger Entwicklung (S. 204 219).

In abgerundeten Herrscherbildnissen, der besten Literatur entnommen, läßt uns Archivrat Schuster die Hauptlinien dieser inneren und äußeren Entwicklung des Hauses Hohenzollern auf märkischem Boden verfolgen. Im Hofstaat wie im einfachen Hausgewand, in der stillen Vorbereitung der Jugendzeit wie im Hochglanz kriegerischer Siegestaten lernen wir die Kurfürsten und Könige kennen. Nicht farblose Schablonen ziehen da vor unserem Auge vorüber, sondern echte Männer voll Blut und Leben, Väter ihrer Familie und väterliche Herrscher über ihre Untertanen.

Daneben vergaß der Herausgeber nicht der edlen Frauen, die den Preußen-thron zierten. Allen voran leuchtet die lichte Gestalt Königin Luise's.

Stärkung nationalen Fühlens unter unserer Jugend erhofft der Herausgeber als Lohn seiner Mühe. Doch nicht die wachsende Jugend allein wird diese Frucht erernten: das ganze Deutschland, das von gestern und das von heute, die Helden, die des Vaterlandes Einheit titteten, und jene, die soeben in Löwenmutigem Ringen dem neuen Deutschland einen Sonnenplatz erstreiten, werden das Buch zur Hand nehmen, und mit neuer Opferfreude werden sie zum 30. April dem Hohenzollernfürsten im schlichten Feldgrau, dem Manne des Pflichtgefühls und Gottvertrauens, dem sieggekrönten Friedenskaifer entgegenjauchzen.

Wilhelm Reiz S. J.

Kunstgeschichte.

Streifzüge durch die Kirchen und Klöster Ägyptens. Von Johann Georg Herzog zu Sachsen. Mit 239 Abbildungen auf Tafeln. gr. 8° Leipzig u. Berlin 1914, Teubner. M 8.—

Beim Lesen dieser kunstgeschichtlich wertvollen Reisenotizen erinnert man sich unwillkürlich an einen andern Reisenden, der 1500 Jahre vor dem Prinzen dieselbe Fahrt unternahm und ebenfalls, wie er selbst versichert, „viele Städte und Flecken, alle Höhlen und Hütten der Wüstenmönche“ besuchte, Palladius, den Verfasser der *Historia Lausiaca*. Die volle Blüte des Mönchslebens, die der eine in der Nitrischen Wüste und an den Ufern des Nil schaute, lassen die kümmerlichen Reste, die der andere vorfand, in ihrem traurigen Gegensatz nur noch mehr hervortreten. 5000 Mönche befanden sich damals allein in der Nitrischen Wüste; 8 Klöster gibt es heute im ganzen Lande. Und ihre Bewohner? Im allgemeinen scheint der Prinz keinen ungünstigen Eindruck von den „Wüstenmönchen“ des 20. Jahrhunderts empfangen zu haben. Der „Restaurierungstätigkeit“ allerdings, die sie in Kirche und Kloster entfalten, mußte im Interesse der Erhaltung der noch vorhandenen Kunstschatze schleunigst ein Ziel gesetzt